

Spielzeit 2021/22

FOKUS

nach dem Roman von Arthur Miller



SCHAUSPIEL
HANNOVER

In den Spiegel der
Realität zu schauen, die
unschöne Welt und sich
selbst zu erkennen,
ist wenig erhebend und
fordert Charakter.

Arthur Miller

Kaspar Locher, David Simon, Sebastian Nakajew, Merle Wasmuth



ZUM STÜCK

Lawrence Newman ist Personalchef eines großen New Yorker Unternehmens, eine Position, die ihn mit Stolz erfüllt. Hier hat er ein Einzelbüro, von dem aus er die ihm untergebenen Stenotypistinnen überwachen kann, hier entscheidet er über das Schicksal der vielen Bewerber:innen, die er nach äußerlichen Kriterien als passend oder unpassend für die Firma einstuft. Er lebt in seinem Eigenheim in einer schmucken und sauberen Vorstadtsiedlung, Unauffälligkeit und Routine lauten seine obersten Maximen. Doch sein wohlgeordnetes Leben gerät völlig aus der Bahn, als er gezwungen ist, eine Brille zu tragen. Plötzlich wird er als jüdisch

gelesen, und Newman, der von denselben antisemitischen und rassistischen Vorurteilen geprägt ist wie ein Großteil seiner Mitmenschen, findet sich nun als Betroffener von Ausgrenzung, antisemitischer Hetze und Gewalt.

In Millers parabelartiger Erzählung von 1945 wird die Brille sowohl Zeichen der Willkürlichkeit von Zuschreibungen als auch Symbol des Sichtwechsels eines antisemitischen Mannes, den die Umstände dazu bringen, in einem langsamen und schmerzhaften Prozess seine Einstellung und Beziehung zu seinen Mitmenschen neu zu bewerten.

FOKUS

nach dem Roman von Arthur Miller

aus dem amerikanischen Englisch von Doris Brehm
in einer Fassung von Laura Linnenbaum und Johanna Vater

MIT **David Simon**
Kaspar Locher
Sebastian Nakajew
Merle Wasmuth

REGIE **Laura Linnenbaum** BÜHNE **Daniel Roskamp** KOSTÜME **Michaela Kratzer**

MUSIK **Christoph Iacono** DRAMATURGIE **Johanna Vater** LICHT **Heiko Wachs**

SOUFFLAGE **Martha Jackstien** INSPIZIENZ **Stephanie Schmidt / Franziska Wittmar**

REGIEASSISTENZ **Jonathan Heidorn** BÜHNENBILDASSISTENZ **Carolin Gödeke**

KOSTÜMASSISTENZ **Sarah Meischein** KÜNSTLERISCHE VERMITTLUNG UND INTERAKTION **Florian Frenzen**

BÜHNENBILDHOSPITANZ **Beeke Wübbenhorst**

KOSTÜMHOSPITANZ **Joshua von Pruski** OUTSIDE EYE **Tobias Herzberg u. a.**

Die Inszenierung Fokus enthält antisemitische Äußerungen und thematisiert antisemitische Gewalt. Auf Menschen, die von Antisemitismus betroffen waren oder sind, kann das Dargestellte (re-)traumatisierend wirken. Menschen, die von Antisemitismus betroffen sind, sowie ihre Angehörigen und Freund:innen finden unter anderem hier Hilfe und Informationen:

stopantisemitismus.de/hilfe-infos/

verband-brg.de

Report Antisemitism: report-antisemitism.de/rias-niedersachsen

Dokumentation und Beratungsstelle für antisemitische Vorfälle in Hannover: f5.hs-hannover.de/ueber-uns/projekte/dokumentationsstelle-antisemitismus/

THEATERMEISTER **Frederic Händel, Frank Materlik** KONSTRUKTION **Benjamin Hecht**

TON **Tobias Naumann, Christian Schäfer, Schotte** VIDEO **Marian Weiner, Markus Folberth**

AUSZUBILDENDE **Noel Verley, Hauke Windeck** REQUISITE **Thomas Heinevetter, Céline Polenda,**

Holger Wömpener MASKE **Cornelia Leon Villagra, Sonja Römer, Ina Schwarzkopf**

ANKLEIDEDIENST **Eike Lindwedel, Andrea Maixner, Silvia Randzio, Sarah Weiskittel**

LEITUNG DER ABTEILUNGEN: TECHNISCHE DIREKTION **Hanno Hüppe** WERKSTÄTTEN **Nils Hojer**

TECHNIK SCHAUSPIELHAUS **Oliver Jentzen** BELEUCHTUNG **Heiko Wachs** TON UND VIDEO **Lutz Findeisen**

REQUISITE **Ute Stegen** KOSTÜMDIREKTION **Andrea Meyer** MASKE **Guido Burghardt**

MALSAAL **Thomas Möllmann** TAPEZIERWERKSTATT **Matthias Wohlt** SCHLOSSEREI **Bernd Auras**

TISCHLEREI **Andrea Franke** MASCHINENTECHNIK **Dirk Scheibe**

AUFFÜHRUNGSRECHTE **S. Fischer Verlag Theater & Medien, Frankfurt am Main**

AUFFÜHRUNGSDAUER **ca. 1 Stunde, 30 Minuten, keine Pause**

URAUFFÜHRUNG
13. MAI 2022, SCHAUSPIELHAUS





EIN MANN DER MASSE

Das Thema für seinen einzigen Roman *Fokus* fand Arthur Miller sozusagen „auf der Straße“. Als Sohn polnisch-jüdischer Einwander:innen machte er in New York schon früh die Erfahrung, mit welcher Selbstverständlichkeit der Antisemitismus Teil seiner alltäglichen Welt war. Während der Zeit der Großen Depression gelang es ihm nur mit Hilfe guter Verbindungen, einen Aushilfsjob im Lagerhaus eines großen Ersatzteihändlers zu bekommen, seine jüdische Identität hatte zuvor noch jede Einstellung vereitelt, und auch in der Schiffswerft der Navy in Brooklyn, wo er während des Zweiten Weltkriegs in der Abteilung Bordmontage arbeitete, begegnete man ihm stets voller Misstrauen. Verschwörungsmysen, die „die Juden“ als Verursacher des Krieges bezeichneten, kursierten ebenso wie das antisemitische Stereotyp, dass „die Juden“ die Regierung kontrollierten. Hotels warben offen damit, nur ausgewähltes christliches Klientel zu beherbergen, und der katholische Priester Charles Coughlin, den Miller sogar als Figur in *Fokus* auftreten lässt, betrieb seit den 1920er-Jahren eine Radiosendung, in der er in seinen von Joseph Goebbels inspirierten Hetzreden alles angriff, was er „gottlose Kapitalisten“, „die Kommunisten“, „internationale Bankiers“ und „Plutokraten“ nannte. Als verbindendes Element kristallisierte sich hierbei sein Hass auf Jüdinnen und Juden heraus, denen er die Schuld an der politischen Lage gab. Seine Radiosendung hatte eine enorme Reichweite, 45 Radiostationen übertrugen sie ins ganze Land und verschafften ihm eine Zuhörerschaft von dreieinhalb Millionen Amerikaner:innen. Coughlin war es auch, der die Christliche Front organisierte, eine bewaffnete Gruppe, der unter anderem

eine Reihe katholischer Priester in Detroit angehörten. Zu den Hochburgen der Front zählte aber auch Brooklyn, wo man in den Reihen irisch-katholischer Polizisten Mitglieder finden konnte. Miller musste also nicht tief in seine Fantasie vordringen, um Szenarien der Ausgrenzung für seinen Roman zu entdecken, sie war allgegenwärtig. Zunächst verbreiteten sich Hasskommentare noch hinter vorgehaltener Hand, aber ab 1939 fiel die Maske endgültig, und der Antisemitismus war in New York zu einem offenen Instrument der Propaganda geworden, einem riesigen Ventil für die frustrierten und angstvollen Energien, die die weltpolitischen Ereignisse und ein nahender Krieg nun nach den Jahren der wirtschaftlichen Depression bei vielen Menschen freilegten. Der Druck, europäische Flüchtlinge aufzunehmen, wuchs, doch Amerika hielt seine Grenzen dicht, eine Entscheidung, die vom Großteil der Bevölkerung begrüßt wurde. In einer Umfrage des Magazins *Fortune* aus dem Jahr 1938 sprachen sich nur vier Prozent dafür aus, mehr Geflüchtete aufzunehmen, während über 67 Prozent für den vollständigen Ausschluss stimmten. Im August 1941, vier Monate vor Pearl Harbor, veröffentlichte das Catholic-Telegraph-Register einen Leitartikel, in dem es hieß: „Das Judentum scheint sich einem Kriegsprogramm für unser Land verschrieben zu haben ... Doch wenn dieses Land in den Krieg zieht, sagen wir voraus, dass die Opposition gegen die Juden eine unkontrollierbare Dynamik gewinnen wird.“ Es gab erheblichen Druck auf in der Öffentlichkeit stehende Jüdinnen und Juden, nichtjüdische Namen anzunehmen. Der Schauspieler Kirk Douglas änderte seinen Namen und wurde so Zeuge

zahlreicher Gespräche, die ihn entsetzten und erschreckten, Mitglieder der Streitkräfte, Journalist:innen und Rundfunksprecher:innen wurden aufgefordert, ihre jüdische Identität zumindest zu verschleiern. Drei Monate vor Pearl Harbor hatte Charles Lindbergh auf einer „America First“-Kundgebung verkündet, dass „statt für den Krieg zu agitieren, die jüdischen Gruppen in diesem Land sich ihm auf jede erdenkliche Weise widersetzen sollten, denn sie werden unter den Ersten sein, die seine Folgen zu spüren bekommen“. Es herrschte ein merkwürdiges Schweigen zu diesem Thema, bemerkte Miller in seiner Autobiografie *Zeitkurven*, ein Schweigen, das von jüdischen und nichtjüdischen Personen gleichermaßen ausgehalten wurde, je näher der Krieg rückte. „Es war wie eine heruntergefallene Vase: Risse in alle Richtungen; berühre sie und sie könnte zerbrechen.“ Doch Miller wollte nicht länger schweigen. Die Tatsache, dass amerikanische Truppen gegen Nazideutschland kämpften, während zeitgleich im eigenen Land antisemitische Propaganda alltäglich war, wurde für ihn zu einem nicht auszuhaltenden Paradoxon. Und so war *Fokus* auch eine Provokation, entworfen, um der Öffentlichkeit zu zeigen, was zwar allen bekannt war, worüber aber nicht offen diskutiert wurde.

Der Protagonist, Lawrence Newman, ist ein Nichtjude, der gezwungen ist, eine Brille zu tragen, und plötzlich jüdisch gelesen wird, nicht nur von der antisemitischen Firma, für die er viele Jahre arbeitete und die ihn nun nicht länger beschäftigen möchte, sondern auch von der Nachbarschaft, die ihn zunehmend isoliert.

Fokus versucht nicht, dem Geist des Antisemitismus auf den Grund zu gehen. Er ist einfach da, existiert für Lawrence Newman so selbstverständlich und unhinterfragt wie die Luft zum Atmen und zeigt sich in den verschlossenen Türen bei der Stellensuche ebenso wie in den verzerrten Gesichtern einer feindseligen Menge und einer Gewalt auf der Straße, die ein Echo der Gewalt auf einem anderen Kontinent ist. Und so weigert er sich mit bemerkenswerter Starrsinnigkeit, die Ausgrenzungserfahrungen zu verarbeiten und daraus Schlüsse über die Gesellschaft zu ziehen. Zwar wehrt er sich gegen das, was ihm widerfährt, nicht jedoch gegen den Antisemitismus, sondern dagegen, dass er auf ihn Anwendung findet. Erst als seine Welt gänzlich aus den Fugen gerät, beginnt er, erlernte Muster und Sichtweisen zu durchbrechen und eine andere Perspektive einzunehmen. Dabei wird der jüdische Ladenbesitzer Finkelstein zu einer Schlüsselfigur. Finkelstein erinnert sich an eine Geschichte, die ihm sein Vater erzählt hat und aus der er für sich die Erkenntnis zieht, dass er nicht bereit ist, sich zum „Anderen“ machen zu lassen. Er wird sich wehren, wird die eigene Identität verteidigen gegen eine, die ihm als Konstrukt von außen zugeschrieben wird. Diese Haltung trifft auf diejenige Newmans, der glaubte, er könne Zugehörigkeit durch das unhinterfragte Weitertragen von Vorurteilen erreichen. Diese Zugehörigkeit war Sinnquelle für einen Mann, dem es nicht gelungen ist, eine Persönlichkeit mit eigenen Wertvorstellungen zu entwickeln und diese auch zu verteidigen. Jean-Paul Sartre schreibt in *Was ist Antisemitismus?*, der Antisemit sei „ein Mann der Masse“, von Natur aus mittelmäßig. „Der Satz:

„Ich hasse die Juden“ gehört zu denen, die man in einer Gruppe ausspricht; indem man ihn ausspricht, schließt man sich einer Tradition und einer Gemeinschaft an: der der Mittelmäßigen.“ Er ist ein Mensch auf dem Rückzug vor der Freiheit und der Verantwortung: „Vom Anfang bis zum Ende unseres Lebens sind wir ohne Unterlass für unsere Verdienste verantwortlich. Nun flieht der Antisemit vor der Verantwortung, wie er vor seinem eigenen Bewusstsein flieht [...] Er wählt das Unabänderliche aus Angst, frei zu sein.“ Miller ist Sartre nie begegnet, fand aber in seinem Werk ein Echo seiner eigenen Überzeugungen. Wie Sartre sieht Miller im Antisemitismus eine zwanghafte Unmenschlichkeit, die auch über die Jüdinnen und Juden hinausgeht, doch in „den Juden“ stellt der Antisemitismus ein über viele Jahrhunderte tradiertes Feindbild zur Verfügung, dessen Motivik so in die verschiedensten Gesellschaften eingeschrieben ist, dass es für viele Menschen bei Bedarf – und „Bedarf“ herrscht besonders in Zeiten von Verunsicherung und Wandel – schnell abrufbar ist. In der Gesellschaft, die Miller beschreibt, brodelte eine Wut, die ein Thema braucht, eine Verzweiflung, die nach einer Ursache sucht. Es muss einen Grund geben für zerstörte Leben, für vereitelte Ambitionen, für das Gefühl der Inkonsequenz und Marginalität, und diesen Grund sucht man bei denen, die man als „die Anderen“ markiert. Die öffentliche Stimmung in den USA änderte sich schlagartig, als wenige Monate nach Erscheinen des Romans die Bilder aus den Konzentrationslagern um die Welt gingen und das Ausmaß der Gräueltaten der Shoah offenbarten. Auch die Kriegsrückkehrer waren nach dem Erlebten weniger bereit, an die

alten Vorurteilmuster anzuknüpfen. Und doch bleibt Millers Roman in seiner Thematik von aktueller Dringlichkeit. Die steigenden Zahlen antisemitisch motivierter Übergriffe, antiisraelischer Antisemitismus, der Anschlag von Halle oder judenfeindliche Verschwörungsmethoden auf den Corona-Demonstrationen zeigen, dass der Antisemitismus ein Weltbild bereitstellt, das sich tief in die Köpfe eingeschrieben hat, ein Weltbild, das über viele Jahrhunderte tradiert und tief in der Bevölkerung verankert ist.

Johanna Väter

Ich bin in den Neunziger- und Nullerjahren aufgewachsen, einer Zeit also, in der sich alle einredeten, die deutsche Geschichte gehöre der Vergangenheit an. Klar, diese Vergangenheit sei schlimm, inzwischen aber hätten die Deutschen ihre Lektion gelernt und seien Teil eines neuen, geläuterten, wiedervereinigten Deutschlands. Mit der kategorischen Verabschiedung vom deutschen Antisemitismus wurde die deutsche Gegenwart zugleich immunisiert gegen alle Fragen möglicher Kontinuität.

Max Czollek



David Simon, Merle Wasmuth, Sebastian Nakajew, Kaspar Locher



DAS FOTO AM STRAND

Ein Originalbeitrag von Tobias Herzberg

Ein Foto aus dem Jahr 1936 zeigt meine Urgroßmutter Stefanie am Strand von Tel Aviv. Sie trägt ein helles Kleid, in dem sich der Wind verfängt, dazu einen Sommerhut und flache dunkle Schuhe, deren Absätze im Sand versinken. Die Abgebildete steht leicht zurückgeneigt und lächelt den Fotografen skeptisch an. Neben ihr lehnen ungenutzte Liegestühle senkrecht aneinander, dahinter geht es den Strand hinauf zur Stadt. Ein typisches Tel Aviver Wohngebäude im Bauhausstil reckt die Balkone Richtung Meer, das auf dem Foto nicht zu sehen ist, weil der Fotograf mit dem Rücken dazu steht. Der Fotograf ist der Sohn von Stefanie, mein Großvater Thomas. Als er auf den Auslöser

drückt, ist er 22, gerade genau halb so alt wie seine Mutter. Gut sechzig Jahre später, 1997, stirbt er an Altersschwäche in Frankfurt am Main und wird auf dem jüdischen Teil des Frankfurter Hauptfriedhofs begraben. Seine Mutter Stefanie lebt nach dem Strandfoto keine sechs Jahre mehr. Sie wird im KZ Riga-Kaiserwald ermordet, vielleicht stirbt sie auch noch während der Deportation im Januar 1942 oder kurz darauf im Lager an Unterkühlung oder einer Infektion. Vielleicht kommt sie durch Zwangsarbeit entkräftet um, vielleicht wird sie erschossen. Über das genaue Datum oder die Umstände ihres Todes gibt es keine belastbaren Dokumente. Nach dem Krieg wird Stefanies Sterbetag

gerichtlich festgesetzt: auf den 8. Mai 1945, den Tag der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht. Kriegsende. Tag der Befreiung.

Im Jahr 1936 lebte meine Urgroßmutter in Berlin und leitete als Erzieherin die Schulspeisung der Jüdischen Gemeinde beim Kinderheim „Ahavah“ in der Auguststraße. Nach Tel Aviv war sie nur gereist, um ihren Sohn zu besuchen. Thomas war zwei Jahre zuvor ins damalige britische Mandatsgebiet Palästina umgezogen. Emigriert? Geflohen. Er wollte weg aus Deutschland, weil er für sich als Jude dort keine Zukunft sah – und keine hatte. Als seine Mutter ihn 1936 in Tel Aviv besuchte, muss er sie gefragt haben, ob sie nicht bleiben will. Jedenfalls dichte ich diese Frage immer in das Bild vom Strand. Weil ich als Nachgeborener natürlich weiß, was kam. Weil ich aus der vorsichtigen Frage am liebsten eine barsche Aufforderung machen würde: Bleib! Geh nicht zurück nach Deutschland, oder du gehst in den Tod. Stefanie wollte aber zurück nach Berlin. Sie war neu liiert und frisch verliebt, hatte einen Job, der ihr gefiel. Vielleicht fand sie ihren Sohn auch übertrieben besorgt. Die Nürnberger Gesetze waren zwar bereits in Kraft, aber 1936 fanden die Olympischen Sommerspiele in Berlin statt und die Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen. Internationalität und inszenierte Völkerfreundschaft überstrahlten in diesem Jahr für ein paar Monate Rassenwahn und Antisemitismus. So konnte es zumindest scheinen für die, die daran glauben mochten. Wieso bilde ich mir eigentlich ein, dass Stefanie zurückwollte? Vielleicht wäre sie gern geblieben, aber sie hatte keine Wahl. Die

britische Verwaltung wachte in den 30er-Jahren streng über die jüdische Immigration nach Palästina. Wer Aliyah machen wollte, also einwandern, musste sich entsprechend registrieren. Nun war Stefanie nicht gekommen, um Aliyah zu machen, sondern als Touristin. Zur Garantie, dass sie wieder ausreisen würde, musste sie bei den britischen Behörden eine Kautions hinterlegen. Das Geld dafür lieh sie sich von ihrem Berliner Arbeitgeber, dem jüdischen Kinderheim „Ahavah“. Und das wollte sie nicht um den Betrag prellen, den es ihr großzügigerweise zur Verfügung gestellt hatte. „Ahavah“ heißt übrigens Liebe.

Ob sie nun wollte oder musste, Stefanie ging zurück nach Deutschland. Zwei Jahre nach ihrem Sommer in Tel Aviv wird ihr spätestens klargeworden sein, dass ihr Sohn Recht hatte. Als Jüdin in Deutschland zu leben, war ohne Zukunft. In einem Briefwechsel tauscht sich Stefanie mit Thomas über eine mögliche Flucht nach Palästina aus: Routen, Papiere, Geld, alles vorhanden, und doch ist es zu spät. Die britische Mandatsmacht schiebt der Einwanderung von Jüdinnen und Juden aus Europa einen Riegel vor. Ein Dreivierteljahr vor dem deutschen Überfall auf Polen deuten bereits alle Anzeichen auf Krieg. Auf der Suche nach Verbündeten gegen das aggressive deutsche Expansionsstreben wollen die Briten die arabischen Völker, die teilweise Hitler zuneigen, auf ihre Seite ziehen. Dafür untermauern sie in ihrem „Weißbuch“ die Forderung nach einem vereinigten arabischen Staat zwischen Mittelmeer und Jordan. Der Zustrom jüdischer Migrant:innen soll dieses Projekt nicht gefährden. Darum sperrt man sie aus.

Mein Großvater war als areligiös sozialisierter, großstädtisch-assimilierter, deutsch-sprechender Jude in Palästina das, was man in Israel bis heute einen „Jecke“ nennt: preußisch erzogen, korrekt bis pedantisch, an Recht und Ordnung glaubend. Ausgestattet mit diesen Tugenden suchte er nach einem legalen Weg, um seine Mutter doch noch rechtmäßig einreisen zu lassen. Im November 1938, nachdem in der Reichspogromnacht jüdische Geschäfte zerstört, Menschen auf der Straße attackiert, Wohnungen und Synagogen angezündet worden waren, fuhr er nach Kiryat Bialik bei Haifa, wo inzwischen ein Ableger des Berliner Kinderheims „Ahavah“ gegründet worden war. Er wollte sich von der Heimleitung bestätigen lassen, dass seine Mutter, die für das Stammhaus in Berlin unentbehrliche Arbeit geleistet hatte, auch am neuen Standort im Gelobten Land dringend gebraucht würde. Man sollte sie als Fachkraft anfordern und so den britischen Behörden einen triftigen Grund liefern, ihr ein Visum zu geben. Doch die stellvertretende Leiterin des Kinderheims berief sich darauf, dass sie dies nicht allein entscheiden könne, dass die Frau Oberin derzeit verreist sei und überhaupt, dass man bei der britischen Mandatsregierung bereits zu viele solcher Anträge gestellt hätte. Ein weiterer würde womöglich den Verdacht der Behörden erregen. Deshalb: leider nicht möglich. „Ahavah“ heißt Liebe. Das alles schilderte mein Großvater seiner Mutter in einem Brief, der nur deshalb erhalten ist, weil Stefanie ihn zusammen mit anderen Habseligkeiten in einen Karton packte und diesen ihrer Schwester Lotte vor der Deportation übergab. Lotte überlebte,

weil sie mit einem Nichtjuden verheiratet war und so in einer „privilegierten Mischehe“ der Verfolgung und Ermordung entging. Thomas überlebte, weil er gegangen war, als es noch möglich war. Stefanie musste sterben, weil sie keine Wahl hatte. Denn auch andere Länder hatten bereits ihre Tore für Jüdinnen und Juden verschlossen und verweigerten spätestens mit Kriegsbeginn die Aufnahme Geflüchteter mit deutscher Staatsangehörigkeit, ob jüdisch oder nicht. Im Oktober 1941 verhängte der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, ein vollständiges Ausreiseverbot für Juden und Jüdinnen. Kurz darauf begannen die großen Deportationen.

Der ironische Kommentar der Geschichte muss lauten, dass die Zukunft von Thomas sich später in Deutschland abspielte, also in eben jenem Land, aus dem er floh, weil er dort keine Zukunft hatte, während die Zukunft seiner Mutter vernichtet wurde, weil sie genau dorthin zurückgekehrt war. Und die ironische Pointe der Geschichte bin ich, als in Deutschland geborener Nachkomme, der sich fragt, wie das gewesen sein muss: 1936 am Strand von Tel Aviv, den Sand der Freiheit bereits unter den Füßen, das Meer vor Augen, den Wind im Sommerkleid. Ich kenne von meiner Urgroßmutter nur ihren Namen und das Foto am Strand. Ich weiß nicht, wer sie war, und ich hätte sie, selbst wenn sie lange gelebt hätte, wahrscheinlich nicht mehr kennengelernt, denn zum Zeitpunkt meiner Geburt wäre sie bereits 93 Jahre alt gewesen. Aber immer, wenn ich dieses Foto anschau, frage ich mich: Was, wenn sie über 100

geworden wäre? Hätte es, um das zu erreichen, einen Ausweg gegeben? Eine andere Wahl? Was, wenn Stefanie 1936 einfach dageblieben wäre? Hätte man sie ausgewiesen? Abgeschoben? Zurück ins Deutsche Reich? Wohl kaum. Aber möglicherweise wäre sie zusammen mit anderen deutschen Jüdinnen und Juden auf einem britischen Schiff gelandet und auf Mauritius oder in Australien interniert worden. Vielleicht hätte sie, um diesem Schicksal auszuweichen, in Palästina in die Illegalität gehen, untertauchen müssen. Bestimmt nicht weniger Jeckin als ihr Sohn, hätte sie das womöglich größte Überwindung gekostet. Vielleicht hätte sie aber auch Gefallen daran gefunden und sich den bewaffneten Milizen der Irgun oder der Haganah angeschlossen.

Doch indem ich mir lauter andere Enden der Geschichte ausdenke, wird nur eines deutlich: dass meine Urgroßmutter eben keine Wahl hatte. Denn es ist keine Wahl, Haken zu schlagen, um dem Tod zu entkommen, den jemand anderes für dich vorgesehen hat. Der alte Spruch, man habe immer eine Wahl, trifft hier nicht zu. Denn Wahl suggeriert Freiheit. Wo keine Freiheit ist, gibt es keine Wahl. Da gibt es nur falsche und noch falschere Entscheidungen. Weil die Karten unfair verteilt, die Einsätze verschieden sind. Die Fallen, die Menschen einander stellen, um sie zu diskriminieren, sie zu quälen und zu töten, sind perfide. Sie gaukeln uns vor, wir könnten entkommen. Als läge es an uns. Als müssten wir nur etwas an uns verändern, zum Beispiel unser Aussehen. Oder etwas in uns verändern, etwa unser Verhalten. Und schon wären wir

die Verfolgung los, hätten den Hass unterlaufen. Wir müssen nur beweisen, dass wir ein Recht haben zu sein, ein Recht zu überleben. Die Frage ist schon vom Ansatz her falsch. Meine Urgroßmutter Stefanie hatte von Anfang an keine Wahl. Und das ist vielleicht das Schmerzhafte beim Betrachten des Fotos vom Strand. Dass die Karten gezinkt, das Spiel entschieden war, bevor sie überhaupt wusste, wie hoch der Einsatz ist.

Von „Ahavah“ zu „Neve Hanna“

Aus dem Kinderheim „Ahavah“ ist in den 1970er-Jahren die heute noch bestehende Einrichtung „Neve Hanna“ („Oase von Hanna“) hervorgegangen, die jüdischen Kindern und Jugendlichen dabei hilft, in Frieden und Achtung vor der Natur und vor anderen Menschen aufzuwachsen. Dabei helfen u. a. gemeinsame Aktivitäten mit beduinisch-muslimischen Kindern und Jugendlichen aus dem Nachbardorf und ein therapeutischer Streichelzoo mit Hunden, Katzen, Ziegen, Erdmännchen und einem Pony.

MEHR INFORMATIONEN UNTER nevehanna.de

Tobias Herzberg, geboren 1986 in Hamburg, ist freier Dramaturg und lehrt am Institut für Sprachkunst der Universität für angewandte Kunst in Wien. Von 2016 bis 2019 Dramaturg und Leiter des Studio Я am Berliner Maxim Gorki Theater, von 2019 bis 2021 Dramaturg am Burgtheater Wien. Mit seinem Solostück *Feygele* war er 2021/22 in der Reihe UNIVERSEN zu Gast am Schauspiel Hannover.



FOKUS VERSCHIE- BUNG

Regisseurin Laura Linnenbaum im Gespräch
mit Dramaturgin Johanna Vater

Arthur Miller ist als Dramenautor kein Unbekannter auf deutschen Bühnen. Fokus ist aber ein Roman, Millers einziger, dessen Uraufführung du gerade inszenierst. Warum eignet sich Fokus als Stoff für die Bühne?
Vor allem erst mal aufgrund seiner Thematik. Der Roman handelt vom sehr langsamen politischen Erwachen des Protagonisten Lawrence Newman. Das passiert zwar im Amerika der 1940er-Jahre, aber dennoch merkt man, all die Themen, die darin verhandelt werden, haben vielleicht eine andere Erscheinungsform, an Aktualität haben sie aber nicht verloren. Newman steht dabei stellvertretend für den Prototyp eines Durchschnittsbürgers, ein – so muss man leider sagen – ganz alltäglicher, struktureller Anti-

semitismus ist tief in seiner Wahrnehmung verankert. Eines Tages bekommt er eine Brille und wird auf einmal jüdisch gelesen und qua Zuschreibung mehr und mehr zum „Anderen“ gemacht. All das ist eingebettet in den nur zum Teil verdeckten Antisemitismus eines Amerikas, das sich bereits im Krieg gegen das nationalsozialistische Deutschland befindet. Obwohl also gegen die Vernichtungspolitik der Deutschen gekämpft wird, gibt es kein Bewusstsein über die Vorurteile in den eigenen Reihen. Das funktioniert für mich gut als ein Spiegel auch auf ein heutiges Deutschland, das aufgrund seiner Geschichte glaubt, antisemitische Grundtendenzen bereits überwunden zu haben. Außerdem ist Fokus wie eine Art Parabel. Auch das macht

die Geschichte für eine theatrale Umsetzung spannend. Das beginnt schon beim Titel. Fokus erzählt im mehrdeutigen Sinne eine Fokus-Verschiebung. Ist es die Brille, die Newman „zum Juden macht“, so ist zugleich sie es, die ihn zwingt, seine eigene Einstellung und die gesellschaftlichen Strukturen zu erkennen. In dieser absurden, beinahe kafkaesken Geschichte wird es ihm möglich, sich zum einen als Täter zu erkennen und zum anderen in der eigenen Betroffenenposition zu begreifen, was es bedeutet, von der Mehrheitsgesellschaft ausgeschlossen zu sein. Er kann buchstäblich die Augen nicht mehr verschließen.

Fokus stand schon im vergangenen Jahr auf dem Spielplan und wurde coronabedingt verschoben. Hat der Stoff für dich an Relevanz gewonnen?

Sehr. Leider. Die Anzahl der antisemitischen Übergriffe in Deutschland steigt seit einigen Jahren stetig, nicht zuletzt auf den Corona-Demos haben wir die Verbreitung von zahlreichen antisemitischen Verschwörungsmethoden oder Äußerungen beobachten können. Schon erschreckend, wie sich eine so heterogene Gruppe in ihrer Suche nach Antworten auf dieses uralte Weltdeutungssystem verständigen kann.

Woran liegt das deiner Meinung nach?

Judenfeindlichkeit ist ein historisch gewachsenes, tradiertes und tief in uns verankertes Weltbild, das Menschen aus den unterschiedlichen Gruppen miteinander verbindet. Es ist sogar für Antirassisten anschlussfähig. Eigentlich ist es ein Mechanismus, sich ohne jeglichen Bezug zur Wirk-

lichkeit die Welt und vor allem alles, was darin schlecht läuft, zu erklären. Deshalb hat Antisemitismus in Zeiten von Krise und Wandel sozusagen Hochkonjunktur. Man sucht eine einfache Antwort auf die Frage, warum die Welt in eine Schiefelage geraten ist. Und da wird mit dem Judenhass auf ein langtradiertes Erklärungsbild zurückgegriffen.

Auch zur Entstehungszeit des Romans, 1945, befanden sich Amerika und die Welt in Schiefelage. Die Weltwirtschaftskrise lag noch nicht lange zurück, Amerika befand sich mitten im Krieg, und Arthur Miller beschreibt in seinem Vorwort zu Fokus einen allgegenwärtigen Antisemitismus mitten in New York, der ihn zum Schreiben dieses Romans gedrängt habe. An welche Leserschaft richtet Miller sein Werk in erster Linie?

Miller, der ja selber auch Jude war, geht es in seinem Roman ja nicht darum, Jüdischsein oder jüdisches Leben zu zeigen – also das fiktionale Bild des Antisemiten durch einen Gegenentwurf geradezurücken, – sondern die Mechanismen und Willkürlichkeit von Antisemitismus und Othering offenzulegen. Und in diesem Aufdecken von etwas, über das eigentlich niemand reden möchte, richtet er sich an die Mehrheitsgesellschaft, die diese Strukturen verinnerlicht hat. Er tut das spielerisch und nicht moralisierend. Lawrence Newman ist ein zwar sehr eigener, aber in seiner Unbeholfenheit durchaus sympathischer Protagonist, mit dem man sich auch identifizieren kann. Die Brille, die er bekommt und die seinen Blickwinkel, seinen Fokus auf die Gesellschaft verändert, diese Brille wollte Miller dem weißen, christlichen Durchschnittsamerikaner an die Hand geben,

indem er einen Vertreter ebendieser Gruppierung ins Zentrum stellt.

Und wie ist das mit dem Publikum, was wäre hier dein Wunsch?

Eigentlich etwas ganz Ähnliches. Antisemitismus und andere Ausgrenzungsformen sind seit Jahrhunderten so tief in unsere Gesellschaft eingeschrieben, dass vermutlich niemand, der in dieser Prägung aufgewachsen ist, wirklich frei davon ist. Jede und jeder von uns kann ganz mühelos zahlreiche antisemitische Bilder, Aussagen oder Ansichten wiedergeben, manchmal noch nicht mal mit dem Bewusstsein, dass es sich dabei um solche handelt. Es ist also wichtig, dass die Mehrheitsgesellschaft das nicht von sich wegschiebt, sondern sich dem stellt, dass wir lernen, hinzusehen, zuzuhören und zu verstehen, um uns schließlich weiterzuentwickeln, um uns im Alltag anders zu verhalten und auf die Seite derer zu stellen, die Ausgrenzung erfahren.

Du inszenierst gerade die Uraufführung, das heißt, Fokus wurde noch nie zuvor auf einer Theaterbühne gezeigt ...

Ja, das ist aufregend! Uraufführungen sind immer spannend, weil es noch keine Vorbilder in der Inszenierung gibt und man alles ganz neu entdecken kann. Das macht natürlich großen Spaß. Ich schätze Arthur Miller sehr, und einen Roman von einem derart etablierten Autor zum ersten Mal auf die Bühne zu bringen, ist schon etwas ganz besonderes.

Du hast dich dazu entschieden, Newman nicht durch einen Schauspieler spielen zu

lassen, sondern durch alle vier Spieler:innen. Warum?

Uns war wichtig zu zeigen, dass nicht ein bestimmter Mensch aufgrund irgendwelcher ihm zugehörigen Merkmale Diskriminierung erfährt, sondern dass es sich dabei um eine reine Zuschreibung handelt. Es zählt also nicht, wer man ist, sondern wie man gelesen wird. Daher sind alle Spieler:innen Newman, weil diese Einteilung von Menschen in der Willkür der Betrachtenden liegt. Dazu kommt, dass die Figuren auf der Bühne alle Anteile Newmans vertreten: den Täter, die passiv schweigende Mehrheit und die Erfahrung, dass man ohne seine Privilegien zum Opfer gemacht werden kann.

Das Thema ist ja sehr bedrückend. Glaubst du, dass der Abend trotzdem auch unterhaltend sein wird?

Um es mit Lawrence Newman zu sagen: „Manchmal habe ich auch leichtsinnige Anwendungen.“ Bei aller Themenschwere ist Arthur Miller ein guter Erzähler, der einem voller Lust und Humor eine Vorstadtwelt aufmacht mit all ihren Typen und Skurrilitäten. Er hat eben keinen moralischen Zeigefinger-Roman geschrieben, sondern ein absurdes Märchen. Und diese Leichtigkeit auch auf die Bühne zu bringen, macht gerade viel Spaß.



David Simon, Kaspar Locher, Sebastian Nakajew, Merle Wasmuth





REGIETEAM

REGIE LAURA LINNENBAUM

Geboren 1986. Sie studierte Diplom-Regie an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt am Main. Seit der Spielzeit 2011 inszeniert sie freischaffend sowie als Stipendiatin und Regieassistentin des Schauspiel Frankfurt. Weitere Arbeiten und Projektentwicklungen realisierte sie seitdem u. a. am Theater Bonn, am Staatstheater Kassel, dem Staatsschauspiel Dresden, am Düsseldorfer Schauspielhaus und dem Berliner Ensemble sowie am Thomas Bernhard Institut Salzburg. 2016 zeichnete sie als Kuratorin und künstlerische Leiterin für das Theatertreffen *Unentdeckte Nachbarn* in Chemnitz verantwortlich, das mit dem Chemnitzer Friedenspreis ausgezeichnet wurde. 2017 wurde sie für die Uraufführung von *Homobalal* am Staatsschauspiel Dresden in der Zeitschrift Theater heute als Regisseurin des Jahres nominiert. *Homobalal* wurde außerdem zu den 43. Mülheimer Theatertagen eingeladen. Ihre Arbeiten *Der zerbrochene Krug* am Düsseldorfer Schauspielhaus und *Kafkas Haus* am Saarländischen Staatstheater wurden 2019 erneut in der Zeitschrift Theater heute als beste Inszenierung des Jahres nominiert. *Fokus* ist ihre dritte Arbeit am Schauspiel Hannover.

BÜHNE Daniel Roskamp

Nach einer kurzen Ausbildung zum Bühnenmaler studierte Daniel Roskamp Szenografie an der Accademia di Belle Arti di Roma und Bühnengestaltung in der Meisterklasse an der Akademie der Bildenden Künste Wien bei Erich Wonder. Seit 1994 arbeitet er sowohl freischaffend als auch von 2006 bis 2021 als leitender Bühnenbildner und Ausstattungsleiter am Staatstheater Kassel. Er arbeitet u. a. mit den Regisseur:innen Laura Linnenbaum, Markus Dietz, Philipp Rosendahl, Gustav Rueb, Patrick Schlösser, Martin Schulze, Lily Sykes und Kay Voges. Roskamp entwickelt Bühnenbilder und Installationen für Oper, Schauspiel und Tanztheater u. a. in Hannover, Dortmund, Bochum, Leipzig, Dresden und Düsseldorf, für die Ruhrtriennale, die Ruhrfestspiele Recklinghausen, für das Thalia Theater Hamburg, Schauspiel Frankfurt, das Berliner Ensemble, das Volkstheater und das Burgtheater in Wien. Es folgten Einladungen u. a. zum Berliner Theatertreffen, den Mülheimer Theatertagen und zum Berliner Kinder- und Jugendtheatertreffen. Seine Bühnenbilder erhielten diverse Nennungen zum Bühnenbild des Jahres in den Kritiker:innenumfragen u. a. der Zeitschriften Theater heute, Opernwelt, Theater Pur und der Welt.

KOSTÜME Michaela Kratzer

Michaela Kratzer studierte Bühnen- und Kostümgestaltung sowie Film- und Ausstellungsarchitektur am Mozarteum Salzburg. Sie assistierte am Schauspielhaus Bochum und dem Schauspiel Frankfurt, wo eigene Arbeiten mit Simon Paul Schneider, Pedro Martins Beja und Martina Droste entstanden. Darüber hinaus arbeitet sie am Theater Bonn, dem Schauspiel Frankfurt, dem Berliner Ensemble und den Staatstheatern Darmstadt und Braunschweig. Mit der Regisseurin Laura Linnenbaum verbindet sie eine langjährige Zusammenarbeit.

MUSIK Christoph Iacono

Christoph Iacono studierte an der Hochschule für Musik und Theater Hannover. Als freier Theater- und Bühnenmusiker verbinden ihn regelmäßige Zusammenarbeiten u. a. mit den Regisseur:innen K. D. Schmidt, Wolf-Dietrich Sprenger, Sébastien Jacobi, Laura Linnenbaum und Ronny Jakubaschk für das Schauspiel Köln und Frankfurt, die Staatstheater Oldenburg, Saarbrücken, Kassel und Mainz, das Schauspielhaus Bochum, das Thalia Theater Hamburg, das Theater Bielefeld und das Düsseldorfer Schauspielhaus. Weiterer Schwerpunkt seiner Arbeit sind Kompositionen für Tanz und Tanztheater. Seit 2002 spielt er in *Palermo*, *Palermo* von Pina Bausch. Mit dem international renommierten ENSEMBLE LIBERTANGO aus Hannover hat Christoph Iacono die vom NDR produzierten CDs *El Angel* und *El Porteño* veröffentlicht.

Antisemitismus ist zu verstehen
als eine Verbindung aus Welt-
anschauung und Leidenschaft, also
eine spezifische Art zu denken
und zu fühlen – genau genommen
ist der moderne Antisemitismus
die Unfähigkeit und Unwilligkeit,
abstrakt zu denken und *konkret*
zu fühlen: Der Antisemitismus
vertauscht beides, das Denken soll
konkret, das Fühlen aber abstrakt
sein, wobei die nicht ertragene
Ambivalenz der Moderne auf
das projiziert wird, was der/die
Antisemit/in für jüdisch hält.

Samuel Salzborn

TEXTNACHWEISE Zitat auf der ersten Seite aus Arthur Miller: *Fokus*,
Vorwort zur Neuauflage von 1984.

Zitat auf Seite 16 aus Max Czollek: *Desintegriert euch!*

Zitat auf Seite 36 aus Samuel Salzborn: *Was ist moderner Antisemitismus*.

Die Texte *Ein Mann der Masse* und *Das Foto am Strand* sind Originalbeiträge
für dieses Programmheft.

PROBENFOTOS Kerstin Schomburg

IMPRESSUM

SPIELZEIT 2021/22

HERAUSGEBERIN Niedersächsische Staatstheater Hannover GmbH, Schauspiel Hannover

INTENDANTIN Sonja Anders

REDAKTION Johanna Vater KONZEPT UND DESIGN Stan Hema, Berlin

GESTALTUNG Philipp Baier, Madeleine Hasselmann, Minka Kudraß, Lenard Westerberg

DRUCK Qubus Media GmbH

Schauspiel Hannover, Prinzenstraße 9, 30159 Hannover

schauspielhannover.de

Merle Wasmuth, David Simon, Sebastian Nakajew, Kaspar Locher



schauspielhannover.de